

Deutschland – Frankreich – und zurück?

Eindrücke aus einer entstehenden zwischenationalen Wissenschaftskultur

Internationale Studiengänge, Auslandsaufenthalte während des Studiums und der wissenschaftliche Kontakt über Sprachbarrieren hinweg liegen eindeutig, so kann man wohl feststellen, im Trend der Zeit. Glaubt man den – freilich zum Teil nur auf Schätzungen beruhenden – Zahlen, die der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) als größter deutscher Stipendienggeber für entsprechende Programme jährlich fortgeschrieben veröffentlicht, so hat sich die Anzahl deutscher Studierender, die ausländische Hochschulen besuchen, von 17 890 im Jahr 1980 auf ca. 50 000 im Jahr 2000 beinahe verdreifacht.² So beeindruckend diese Entwicklung ist, so stellt doch ausgerechnet der Kontakt zwischen den Nachbarn Deutschland und Frankreich ein wenig einen Problemfall dar. Schon seit Beginn der 1990er-Jahre stagniert die Zahl der deutschen Studierenden, die den Schritt an eine französische Universität im Austausch wagen, bzw. befindet sich sogar im leichten Rückgang.³ Naturgemäß dürfte der Anteil derjenigen, die im Ausland gar einen Studienabschluss erwerben, weit unter den Zahlen der Studierenden insgesamt liegen. Dabei bietet sich gerade im Fall der angesprochenen Länder seit einiger Zeit verstärkt die Möglichkeit, an integrierten Studienprogrammen teilzunehmen.⁴

1 Klaus Oschema ist seit November 2002 Assistent für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Bern. Nach dem Studium an den Universitäten Bamberg und Paris X – Nanterre war er von Mai 2000 bis Oktober 2002 Stipendiat des Europäischen Graduiertenkollegs 625 an der TU Dresden und der École Pratique des Hautes Etudes (Paris). Im April 2004 schloss er seine Promotion im Rahmen eines co-tutelle-Verfahrens ab. Anne Isabelle François unterrichtet Littérature générale et comparée an der Universität Versailles Saint-Quentin-en-Yvelines. Sie ist Absolventin der École normale supérieure (Paris) und Agrégée in Moderner Literatur. Im Dezember 2003 promovierte sie im Rahmen eines co-tutelle-Verfahrens als Stipendiatin des Europäischen Graduiertenkollegs 625 an der TU Dresden und der EPHE Paris.

2 Vgl. die vom DAAD gemeinsam mit der Hochschul-Informationssystem GmbH erstellte Internet-Präsentation „wissenschaft-weltoffen“, <http://www.wissenschaft-weltoffen.de/2003/1/3/1/1> [Stand: 15. 1. 2004].

3 Von einem Hoch mit 5939 Studierenden (1993) ging die Zahl auf zuletzt 5378 (2000) zurück, s. ebenda, sowie Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.), Grund- und Strukturdaten 2001/2002, Bonn 2002, S. 214. Eine kontinuierliche Steigerung erfuhren dagegen (im europäischen Ausland) die Austauschzahlen mit Großbritannien, Spanien, Schweden und den Niederlanden, vgl. die Statistik nach Anm. 2. Einen allgemeinen Überblick vermitteln auch die Daten der 16. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks, s. Wolfgang Isserstedt/Klaus Schnitzer, Internationalisierung des Studiums, hrsg. v. Bundesministerium für Bildung und Forschung, Bonn 2002, S. 57–75 (Deutsche Studierende im Ausland).

4 Von zentraler Bedeutung ist hier seit kurzem die „Deutsch-Französische Hochschule“ (DFH), die als Dachorganisation darum bemüht ist, die Rahmenbedingungen für integrierte Studiengänge zu schaffen. Im Jahresbericht für 2002 wurden hier 4000 Studierende in insgesamt 114 binationalen Programmen erfasst (Deutsch-Französische Hochschule, Jahresbericht 2002, http://www.dfh-ufa.org/deutsch/jahresbericht_2002.asp [Stand 15. 1. 2004]).

Stark beworben sind neben Angeboten für das Erststudium auch Programme für Postgraduierte, die zur Durchführung einer binationalen Promotion führen sollen und unter dem Begriff der „thèse de co-tutelle“ die Integration in zwei wissenschaftliche Kulturen versprechen.⁵ So kann man auf der Internet-Präsentation der Deutschen Hochschulrektorenkonferenz (HRK) lesen: „Ein Promotionsstudium im Ausland bietet mehr als ein gewöhnlicher Auslandsaufenthalt, da es die intensive Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Wissenschaftssystematiken und Hochschulkulturen ermöglicht. Die Chancen der Absolventen von cotutelle-de-thèse-Verfahren auf dem Arbeitsmarkt und in der Wissenschaft erhöhen sich, da es ihnen möglich ist, in zwei Ländern anerkannte Qualifikationen nachzuweisen.“ Der knappe Hinweis auf die „Mühe“, die mit einem solchen Verfahren verbunden sei, mag angesichts der glänzenden Perspektiven wenig abschreckend erscheinen.⁶ Gänzlich optimistisch klingen zudem die Ergebnisse der „Ersten Deutsch-Französischen Hochschultage“, die im November 2000 in Berlin stattfanden, in einer Zusammenfassung, die ebenfalls durch die HRK publiziert wurde: Von Vorteilen ist hier die Rede, die Bedeutung für die Hochschulen wird skizziert und die Rolle so genannter Internationaler Graduiertenkollegs gewürdigt, die „einen sehr guten institutionellen Rahmen für co-tutelle-de-thèse-Verfahren“ bieten.⁷ So viel Optimismus lässt aufhorchen und weckt vielleicht auch manchen zweifelnden Gedanken. Ist der Schritt über die Grenze denn tatsächlich so problemlos zu bewerkstelligen? Wie sehen die geknüpften Kontakte in der Realität aus – abseits von den lobenden Aussagen der Absolventen entsprechender Ausbildungsgänge, welche Stipendienggeber in werbender Absicht in ihren Broschüren feilbieten?⁸

Ohne Zweifel kann jeder längere Aufenthalt in einem anderen als dem Heimatland mit kultureller Bereicherung für den Einzelnen verbunden sein, und auch die dringend nötigen Auswirkungen auf die Fremdsprachenkompetenz werden nicht ausbleiben. Aktionen wie die erste *Journée de l'amitié franco-allemande* vom 22. Januar 2004 bringen dieses

5 Die DFH verzeichnet in ihrem Jahresbericht 2002 bislang drei binationale Graduiertenkollegs, vgl. Anm. 4. Grundlage für solche binationalen Promotionen ist von Seiten Frankreichs ein Erlass des *Ministère de l'enseignement supérieur et de la recherche* vom 18. Januar 1994, s. *Journal officiel*, H. 21, 26. Januar 1994, S. 1367 f. Die konkrete Durchführung der Verfahren wird durch individuelle vertragliche Vereinbarungen zwischen den beteiligten Hochschulen geregelt, die jeweils in beiden Sprachen ausgeführt werden.

6 Arbeitshilfe der HRK zu grenzüberschreitenden Promotionsverfahren (sog. Cotutelle-de-thèse-Verfahren), <http://www.hrk.de/582.htm> [Stand: 20. 1. 04].

7 Empfehlungen von HRK und DFG zu Cotutelle-de-thèse-Verfahren und Graduiertenkollegs, <http://www.hrk.de/578.htm> [Stand: 20. 1. 04]. Eine Statistik über die tatsächlich erfolgreich beendeten *co-tutelle*-Verfahren ist uns bislang nicht bekannt geworden, wenngleich von Seiten der HRK hervorgehoben wird: „Bis zum Jahr 1999 wurden in Frankreich mit 56 Ländern cotutelle-de-thèse-Verfahren begonnen, geplant bzw. durchgeführt“ (vgl. Anm. 6). Vgl. auch Gérard-André Capolino, *La thèse en cotutelle. Quel mode d'emploi?* <http://www.clubeea.org/dernieresinfos/documents/These-cotut-2002-01.pdf> [Stand: 17. 1. 2004]: „Bien qu'il n'existe aucune statistique officielle ...“

8 Vgl. die kurzen Alumni-Statements, die der DAAD auf seiner Internet-Präsentation bietet (VIP-Galerie Deutschland, <http://www.daad.de/alumni/de/4.2.7.html> [Stand: 17. 1. 2004]) oder die entsprechende Seite der DFH (Studierende und Absolventen der DFH, <http://www.dfh-ufa.org/deutsch/EtudiantsCususBinationauxD.asp> [Stand: 20. 1. 2004]). Zur Frage der gegenseitigen Beschäftigung ausländischer Hochschuldozenten – also dem erfolgreichen Austausch auf lange Sicht – vgl. jüngst die kritischen Ausführungen von Philippe Viallon, *Deutsche Akademiker in Frankreich/Französische Akademiker in Deutschland*, in: *Deutscher Brain Drain, europäische Universitätssysteme und Hochschulreform*, hrsg. v. Eberhard Demm, Bonn 2002, S. 21–26 (auch <http://library.fes.de/fulltext/id/0144804.htm#LOCE9E4> [Stand: 27. 1. 2004]).

Bedürfnis deutlich zum Ausdruck.⁹ Nur selten wird aber die Frage diskutiert, wie es denn tatsächlich um die Leistung bestellt ist, welche die in großem Rahmen organisierten Programme für die Integration in die jeweilige akademische Gastkultur erbringen, und wie die optimistisch tönenden Entwürfe der politischen Ebene im individuellen Fall umgesetzt und erlebt werden. Das „Atelier de jeunes chercheurs“, das am 20. Januar 2004 an der Maison Heinrich Heine in Paris durchgeführt wurde, um den Dialog und Informationsaustausch zwischen grenzüberschreitend arbeitenden Nachwuchsforschern zu ermöglichen, stellt hier eher eine lobenswerte Ausnahme dar. Aus der persönlichen Erfahrung längerer Auslandsaufenthalte zum Zweck der wissenschaftlichen Qualifikation will der folgende Beitrag daher einige subjektive Eindrücke vermitteln, die zwei Nachwuchswissenschaftler im Bereich der Geisteswissenschaften, genauer der Mittelalterlichen Geschichte und der vergleichenden Literaturwissenschaft, im akademischen Milieu Deutschlands und Frankreichs gewinnen konnten.

Aus historischen Gründen, die hier nicht länger zu erläutern sind, ist gerade jene spezielle Grenzüberschreitung besonders delikat. Über die wohlbekannten politischen und kulturellen Konflikte und Annäherungsversuche der jüngeren und mittleren Vergangenheit hinaus besitzt aber auch der wissenschaftliche Kontakt und Transfer eine besondere Eigendynamik, die den Dialog zwischen beiden Traditionen interessant, fruchtbar und zuweilen auch frustrierend gestalten kann. Nicht nur zwei Sprachräume treffen hier aufeinander, zwischen denen alleine schon der kommunikative Kontakt nicht immer problemlos ablaufen muss, sondern in erster Linie zwei Wissenschaftskulturen. Ein erster Einblick in den Ablauf des grundständigen Studiums in Frankreich verschafft dem deutschen Gast zunächst den wohlbekannten Eindruck eines weitgehend verschulerten Systems, dessen universitäre Ausbildung vor allem auf dem Auswendiglernen curricularer Inhalte und deren Reproduktion in einer Vielzahl von Einzelprüfungen besteht.¹⁰ Wer ausgehend von der sehr freien Organisationsmöglichkeit seines geisteswissenschaftlichen Studiums in Deutschland plötzlich vor der Auswahl zwischen je zwei Veranstaltungen in verschiedenen Modulen steht, merkt rasch, welche Vorteile das ihm gewohnte System in dieser Hinsicht besitzt. Andererseits gibt es wohl kaum eine effizientere Abhärtung gegen die allfällige Nervosität vor Prüfungen als den Klausurmarathon, mit dem jedes Studienhalbjahr in Frankreich beendet wird.

Ein fundierterer Einblick in die „Wissenschaftskulturen“ lässt sich neben diesen strukturellen Aspekten des Studiums aber letztlich kaum gewinnen, wenn man seinen Blick nicht über die Universität und ihre Veranstaltungen hinaus lenkt. Gerade aus der Sicht der Mediävistik wurden in den letzten Jahren die Divergenzen in den Paradigmen der For-

9 Die Initiative hierzu ging auf die Feiern zum 40. Jahrestag des Elysée-Vertrags zurück – Ziel war die Festigung der Beziehungen zwischen der Bevölkerung beider Staaten. In einer gemeinsamen Erklärung vom 21. Januar 2004 betonten Gerhard Schröder und Jacques Chirac: „Nous avons voulu envoyer un signal à la jeune génération. [...] Nous souhaitons que davantage de jeunes Français apprennent l'allemand à l'école et davantage de jeunes Allemands le français. La langue est le meilleur moyen de comprendre le partenaire, sa culture et sa manière de vivre.“ Le Monde, Freitag, 23. Januar 2004, S. 5.

10 Wie die meisten der folgenden Eindrücke kann dies nur die individuelle Erfahrung eines der Autoren wiedergeben, die in einem Austauschjahr zum Erwerb der *licence* an der Université de Paris X – Nanterre (1996/97) gewonnen wurden. Wie zahlreiche Gespräche zeigten, scheinen diese Impressionen aber durchaus eine gewisse Repräsentativität beanspruchen zu können.

schung im Dialog von Wissenschaftlern beider Länder intensiv diskutiert.¹¹ Ein näherer Einblick in diesen Gesprächsrahmen eröffnet sich zumeist aber erst auf der Ebene der Promotion. Die Form des Seminars, das eine aktivere Diskussion und eine Auseinandersetzung mit Grundsatzfragen der wissenschaftlichen Forschung erlaubt, wird in Frankreich erst ab diesem Ausbildungsstand üblich, dann aber (selbstverständlich mit individuellen Unterschieden zwischen den einzelnen Hochschullehrern) in durchaus konstruktiver und stark diskursiver Weise genutzt.

Mit den Erfahrungen eines bereits abgeschlossenen Studiums im Rücken fallen in diesem Rahmen nicht nur die Divergenzen zwischen französischer und deutscher Forschung ins Auge, sondern vor allem auch die Probleme des mangelnden Austauschs. Trotz aller Anstrengungen, den Kontakt zwischen Studierenden und zwischen Forschenden beider Länder auszubauen, stellt die Sprachbarriere gerade auf höherem Niveau weiterhin ein starkes Hindernis dar, das noch in jüngeren Publikationen deutlich nachwirkt. Die Effekte betreffen dabei nicht nur methodische und theoretische Fragen, sondern manifestieren sich in einer Beschränkung des historischen Blicks, die auch aus rein sachlichen Gründen bedauerlich ist.¹²

Eine reale Integration beider Wissenschaftskulturen erfordert aber nicht nur die Beobachtung solcher Unterschiede und nationaler Beschränkungen, sondern muss darüber hinaus auch in produktiver Weise umgesetzt werden, also bei der eigenen wissenschaftlichen Arbeit. Gerade dieser Schritt von der rezeptiven zur aktiven Teilnahme ist mit besonderen Problemen verbunden, die in einer Tiefenstruktur der beiden Traditionen angelegt sind. Schon die Wahl und Formulierung eines Themas zeugt jeweils von der eigenen Herkunft und kann beim Nachbarn auf Unverständnis stoßen. Die Gräben vertiefen sich anschließend, wenn es um die theoretische Positionierung und Abklärung methodischer Fragen geht – muss man in deutsch-gründlicher Manier einen akribisch zusammenfassenden Überblick zu allen Forschungstraditionen bieten, die für die eigene Arbeit Vorläufer bieten und in Frage kommen könnten, nur um zahlreiche der diskutierten Ansätze in der Folge zu verwerfen, um einen präzisen eigenen Standpunkt einzunehmen? Oder ist nicht vielmehr ein freier und zuweilen essayistisch wirkender Umgang mit inspirierenden Positionen vorzuziehen? Wie auch immer man diese Frage beantwortet, so ergeben sich weitere Probleme durch die Wahl der Form, in der man die eigene Arbeit organisiert. Die in Frankreich geübte Form eines dreiteilig angelegten Textes bildet auch für eine Disser-

¹¹ Ein gutes Beispiel bietet hier der Sammelband von Jean-Claude Schmitt/Otto G. Oexle (Hrsg.), *Les tendances actuelles de l'histoire du Moyen Âge en France et en Allemagne*, Paris 2003. Der Kontakt im Bereich der mittelalterlichen Geschichte profitiert natürlich ganz besonders von der fruchtbaren institutionellen Konstellation einzelner Forschungsinstitutionen: Neben der engen und aktiven Zusammenarbeit zwischen dem Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen und der ebendort angesiedelten Mission Historique Française – die Leiter beider Institutionen waren zuletzt über lange Jahre Mediävisten – ist in erster Linie die Leitung des Deutschen Historischen Instituts in Paris durch Karl-Ferdinand Werner (1968–1989) und Werner Paravicini (ab 1993) hervorzuheben, s. Werner Paravicini, *Das Deutsche Historische Institut in Paris/L'Institut Historique Allemand*, in: ders. (Hrsg.), *Das Deutsche Historische Institut Paris: Festgabe aus Anlass der Eröffnung seines neuen Gebäudes, des Hôtel Duret de Chevry, Sigmaringen 1994*, S. 71–105, hier S. 81–91.

¹² Dies ist etwa festzustellen im an sich äußerst begrüßenswerten Lexikonprojekt von Claude Gauvard/Alain de Libera/Michel Zink (Hrsg.), *Dictionnaire du Moyen Âge*, Paris 2002, das sich explizit das „abendländische Mittelalter“ (ebenda, S. VII) zum Gegenstand nimmt. Gleichwohl lässt die Perspektivierung zahlreicher Beiträge eine deutliche Einschränkung auf Frankreich erkennen, und gerade die einschlägige deutschsprachige Literatur wird häufig ignoriert, vgl. die Rezension von Klaus Oschema, in: *Genèses* 53 (2003), S. 178 f.

tation das modellhafte Vorbild und stellt für darin ungeübte deutsche Autor/innen einen bedeutenden Stolperstein dar.

Die Hindernisse, die zur Gewährleistung eines wirklichen Austauschs und Dialogs zu überwinden sind, gehen also weit über jene pragmatischen Fragen hinaus, die beim Versuch entstehen, die Zusammenstellung einer französischen *jury de thèse* mit den Anforderungen einer deutschen Promotionsordnung kompatibel zu machen. Dieses konkrete Problem, das am Ende eines langgestreckten Arbeitsprozesses stehen kann, ist nur der letzte Akt in einer Reihung praktischer Hürden, die aufgrund administrativer Notwendigkeiten zu nehmen sind. Trotz des Ärgers und der Frustration, die sie zuweilen hervorrufen können und die wohl jedem bekannt sind, der den Weg einer internationalen Forschungsarbeit eingeschlagen hat, wäre es nur wenig gewinnbringend, hier eine anekdotische Auflistung zu präsentieren. Dies umso mehr, als gerade in verfahrenen Situationen häufig genug auch hilfreiche Partner in der Gastkultur bei der Überwindung der Probleme zu helfen bereit sind.

Vielmehr ist auf grundlegende Problemkomplexe hinzuweisen, deren Auswirkungen diejenigen einer rein verwaltungstechnischen Abgleichung – so wünschenswert und notwendig diese weiterhin ist, zumal sie von spektakulär scheinenden, aber oberflächlich und ineffizient bleibenden „Reformen“, wie sie unter dem Stichwort „Bologna“ verhandelt werden,¹³ nicht einer Lösung zugeführt werden – weit übertreffen. An erster Stelle stehen hier sicherlich die sprachlichen Hürden, um nur das offensichtlichste Beispiel zu nennen. Gerade in den Geistes- und Sozialwissenschaften wird niemand die Bedeutung der Sprache als Werkzeug und Medium ernsthaft bestreiten wollen. Vor diesem Hintergrund nimmt aber das feststellbare graduelle Verschwinden der Kompetenzen in der Sprache des Nachbarn im deutsch-französischen Verhältnis dramatische Ausmaße an.¹⁴ Obwohl es an manchen Orten bereits angedacht wurde, kann die Lösung nicht in einer Fortsetzung der Zusammenarbeit auf der Grundlage des (häufig seinerseits schlecht genug beherrschten) Englischen bestehen. Voraussehbares Ergebnis eines solchen Vorgehens wäre nicht nur ein Verlust an Originalität und wissenschaftlicher Kreativität, sondern vor allem auch eine Fokussierung der Aufmerksamkeit der Dialogteilnehmer auf das sprachliche Werkzeug. Zu befürchten bliebe damit die Verformung der Inhalte durch das Medium selbst – eine paradoxe Situation, in der die scheinbare Transparenz der Kommunikation tatsächlich den Austausch und die Wahrnehmung der Unterschiede unmöglich macht. Wünschenswert wäre vielmehr in Analogie zur (häufig genug theoretischen) Praxis des öffentlichen Lebens in der mehrsprachigen Schweiz, dass sich jeder Teilnehmer des Diskurses in seiner eigenen Sprache ausdrückt und damit die Möglichkeit der Klarheit und Präzision nicht verliert. Gleichzeitig sollte er aber fähig sein, die Arbeit etwa seiner Doktoranden zu rezipieren, die sich ebenfalls ihrer Muttersprache bedienen.

13 Vgl. hierzu jüngst aus kritischer Perspektive Collectif Abélar, *Universitas calamitatum: Le livre noir des réformes universitaires*, Paris 2003. Eine vergleichbare Publikation ist uns von deutscher Seite bislang nicht bekannt.

14 Die jüngsten Zahlen hierzu liegen vor in: Jacques Legendre, *Rapport d'information fait au nom de la commission des Affaires culturelles sur l'enseignement des langues étrangères en France*, vom 12. November 2003 (verfügbar unter <http://www.senat.fr/rap/ro3-063/ro3-0631.pdf>; Stand: 25. 1. 2004), v. a. S. 55–57. Paradigmatisch bereits die einleitenden Worte zum „Le paradoxe de l'allemand“ überschriebenen Kapitel: „Alors que le ‚dialogue‘ franco-allemand suppose des besoins de compréhension mutuelle accrus, l'enseignement de la langue de notre principal partenaire connaît une chute aussi régulière que préoccupante“ (S. 55).

Für Fortschritte in der Zusammenarbeit und damit auch eine bessere Organisation der *co-tutelle* ist es daher unumgänglich, sich die häufig unbewussten Wissens- und Erfahrungslücken der Teilnehmer dieses Prozesses zu vergegenwärtigen. Das eigene Unwissen über den Partner muss ohne kulturelle Arroganz (die auf beiden Seiten des Dialogs existiert) überwunden werden, um die Fehlerquellen in der Verständigung auf allen Ebenen ausfindig zu machen, die nur zu oft auf egozentrischen Sicherheiten und Interessen beruhen. An erster Stelle ist daher die Fähigkeit zu befördern, das Eigene in Frage zu stellen und, falls nötig, mit den Ausgangsvorstellungen und Grundlagen des kulturell gefestigten Denkens zu brechen. Dann erst besteht die Möglichkeit, sich von dem leiten zu lassen, was man beim Nachbarn vorfindet, auch wenn der Weg zuweilen überraschende Wendungen nehmen mag. In diesen aber bestehen die Vorteile der binationalen Forschung, einer Ausrichtung, die über die reine Komparatistik hinausgeht, indem sie die Interaktionen zwischen den Kulturen und deren gegenseitige Befruchtung ins Auge fasst. Nichts verdeutlicht dies mehr als die Phänomene des Kulturtransfers, die sich zu einer langen Traditionslinie verbinden. Ausgangspunkt war dabei nur selten die bewusste Wendung nach außen als vielmehr die Notwendigkeit in Momenten der Kontaktaufnahme. So veränderte sich ausgerechnet in der gespannten Phase des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts die französische philologische Tradition, die in der *Ecole nationale des chartes* geradezu personifiziert wird, unter dem Einfluss der deutschen Philologie und Geschichtswissenschaft. Eine Einrichtung wie die 1868 gegründete *Ecole pratique des hautes études* wurde geschaffen, um das Beste der französischen Forschungstradition mit Elementen zu vereinigen, die dem Modell der deutschen Universität entliehen wurden.¹⁵

Für die Zukunft der binationalen Promotionen scheint es vor diesem Hintergrund notwendig, etwas mehr Klarheit zu schaffen und Schwachpunkte konkret auszusprechen – viel zu viel Problempotenzial steckt in den stillschweigenden Regeln, welche beide universitäre Welten regieren und die sich durch dieses Schweigen nur als umso mächtiger erweisen, da sie von jedermann unhinterfragt akzeptiert werden. Im Folgenden seien also einige Gedanken zu konkreten Aspekten angesprochen, die den Verlauf einer *co-tutelle* betreffen, vor allem hinsichtlich der damit verbundenen persönlichen Bindungen, Stil und Struktur der wissenschaftlichen Arbeit sowie deren Umfang und Organisation in der deutschen und französischen Tradition:

Trotz aller Neuregelungen, welche für die sog. Dissertation „nouveau régime“ in Frankreich gelten, wird von einer solchen weiterhin ein beträchtlich größerer Umfang erwartet, als auf dem Papier gilt. Vor allem die Geistes- und Sozialwissenschaften sind hiervon betroffen, für die eine Orientierung am angelsächsischen System wünschenswert wäre, um mit einem gewissen Zwang zur Kürze den Abschluss einer Dissertation nach drei Jahren realistisch werden zu lassen.

Nicht selten liegen die beteiligten Partneruniversitäten an Standorten, die im Einzelfall nicht der Quellenarbeit dienlich sind. Obschon der Aufenthalt im Gastland unverzichtbar ist, verlangt dies eine gesteigerte Flexibilität, um die Reise nicht zur Pflichtübung werden zu lassen – die Notwendigkeit des Kontakts mit den betreuenden Hochschullehrern und

15 Vgl. Claude Digeon, *La crise allemande de la pensée française (1870–1914)*, Paris 1959; Michel Espagne/ Michael Werner (Hrsg.), *Philologiques I. Contribution à l'histoire des disciplines littéraires en France et en Allemagne*, Paris 1990; Michel Espagne, *Les transferts culturels franco-allemands*, Paris 1999.

anderen Doktoranden kann hier in einem gewissen Spannungsverhältnis zu den inhaltlichen Erfordernissen des gewählten Themas stehen.

Der akademische Stil klafft in den beiden Ländern weit auseinander und zeugt damit von grundlegenden Differenzen des Denkens und der Anlage des wissenschaftlichen Arbeitens. So trifft die an deutschen Universitäten gepflegte hochabstrakte Sprache – die als „Akademikerdeutsch“ einen eigenen Code konstituiert – auf ein metaphorischeres und „blumigeres“ Französisch, das den französischen Publikationen einen essayistischeren Stil verleiht als ihren „trockeneren“ deutschen Pendants. Damit sind Details wie der Gebrauch des „wir“ im Sinne einer Bescheidenheitsformel in den französischen Arbeiten noch nicht einmal in Betracht gezogen. Derlei Differenzen besitzen ein Eigenleben und verweisen wohl nicht selten auf eine Haltung der nationalen Überlegenheit: In der Folge wird das französische Bemühen um Eleganz und rhetorischen Witz – häufig mit einer gewissen Kocetterie betrieben – von deutscher Seite als oberflächlicher und unseriöser Dilettantismus betrachtet. Im Gegenzug erscheint der dichte und stets auf Seriosität bedachte Stil deutscher Wissenschaftsprosa den Kolleginnen und Kollegen auf der anderen Seite des Rheins (trotz aller Wertschätzung der *érudition*) als unverdaulicher und schwer verständlicher Jargon.¹⁶ Unter dem Strich würde weder den Franzosen ein wenig mehr Prägnanz schaden noch den Deutschen ein wenig mehr Eleganz.¹⁷

Diese nur scheinbar oberflächliche Differenz ist zugleich eng mit der Einstellung zum Stellenwert der Theorie verbunden – hier steht eine stark empirisch ausgerichtete und pragmatische französische Tradition dem deutschen Verlangen nach einer massiven und fehlerlosen theoretischen Fundamentierung der Arbeit gegenüber. Muss man wirklich den Leser in einem langatmigen ersten Kapitel mit weitgreifenden, rein theoretischen Ausführungen verschrecken, die erst später (und nur im besten Fall) ihre Umsetzung am Material finden? Auf französischer Seite bevorzugt man die subtile Unterbettung der Tatsachen durch theoretische Gedanken. Der oberflächlich durchscheinende Empirismus lässt vermittelt leicht den Eindruck einer vollständigen Abwesenheit abstrahierender Gedanken zu Gunsten einer rein faktenorientierten Darstellung, die mehr oder weniger innovativ ausfallen kann. Selbstverständlich gilt mit Novalis: „Theorien sind Netze; nur wer sie auswirft wird fangen“ – aber man muss sich im Voraus über die Art der verwendeten Netze verständigen.

Wir stehen in all diesen Aspekten realen Problemen gegenüber, die in der Forschung bald angegangen und geklärt werden müssen und die sich alle Beteiligten stets vor Augen halten sollten, wenn man hochtönenden Absichtserklärungen zum Austausch auch Taten

16 Auch diese Unterschiede zeugen von den gut verwurzelten gegenseitigen Vorurteilen in den nationalen Traditionen; man denke nur an die wohlbekanntesten Bemerkungen Zolas: „Les étrangers ne comprennent rien à nos soucis de style. Quant aux Allemands, ils disent tout ce qu'ils ont à dire, longuement, et voilà tout leur style.“

17 Fruchtbar wäre hier die Anwendung der von Hugh Trevor-Roper propagierten Ratschläge zum klaren Schreiben, s. Zehn Gebote. Anweisungen zum deutlichen Schreiben, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (19. 3. 03), S. N 3 (der Text wurde bereits 1971 verfasst). An sich sind dessen Forderungen evident, wenn er die Klarheit über die Länge stellt, oder solche Formulierungen kritisiert, die einen Leser zur mehrfachen Lektüre gewisser Passagen zwingen („Du sollst aus deinem Schreiben alle absichtsvoll verfassten hochtrabenden Passagen sorgfältig tilgen, auf dass sie sich nicht erheben, um dich im Alter zu beschämen“). Solche Hinweise haben schon lange Tradition – im Übrigen konnten gerade auch deutsche Gelehrte die Schwächen ihrer Kultur schon frühzeitig kritisieren, wie etwa Heinrich Hoffmann im Jahre 1851: „In dem gelehrten Deutschland ist es ein leidiger Brauch, dass die kleinste wissenschaftliche Entdeckung, ja nur eine subjektive Meinung kaum anders aufzutreten gewohnt ist als im schwerfälligen Talar einer gründlichen Gelehrsamkeit und hinter sich herziehen die verbrämte Schleppe endloser Zitate.“

folgen lassen will. Man denke nur an eine tatsächliche Ausnutzung der publizistischen Ressourcen beider Länder in einer echten Gleichgewichtung, die heute leider noch die Ausnahme darstellt. Zu häufig ist eine als binational deklarierte Arbeit nichts anderes als die mono-nationale Untersuchung eines Gegenstands, der eigentlich auch die Einbeziehung der anderen Perspektive erforderte. Ziel muss stattdessen die echte Einbeziehung beider Blickwinkel sein, um von den Möglichkeiten beider Wissenschaftskulturen und den von ihnen erbrachten Ergebnissen profitieren zu können. Eine gewisse Konzentration auf die Prägung durch die eigene Herkunft ist dabei meist vorhanden, vielleicht auch unüberwindbar – was zählt, ist die Bemühung, sie fruchtbar zu machen, indem man selbstverständlich scheinende Annahmen immerwährend in Frage stellt. Der Weg zu diesem Ziel besteht zweifelsohne in der weiteren Intensivierung der Kontakte zwischen den Forschern beider Länder, in der Überwindung der Grenzen und im Versuch, in beiden Kulturen zu leben und zu denken.¹⁸

Ganz nebenbei bemerkt, ist die deutsch-französische Forschung kaum jemals auf diese beiden Pole zu beschränken, sondern zumeist in „multilaterale“ Bindungen integriert. Diese Ausweitung führt immer häufiger zu einer Dreiecksorganisation der Forschung (die in der vergleichenden Literaturwissenschaft seit langem üblich ist, wenn zum deutsch-französischen Paar ein drittes Element, etwa England hinzugefügt wird) oder der wissenschaftlichen Lebenswelt (wenn ein auf Frankreich spezialisierter, deutscher Historiker sein Betätigungsfeld in der Schweiz findet). Solche Ausweitungen werden an Bedeutung gewinnen, wie es bereits hinsichtlich der osteuropäischen Länder der Fall ist.¹⁹ Diese Entwicklung ist insofern nicht zu bedauern, als es sich um einen „natürlich wachsenden“ Prozess handelt – die Zeit der Beschränkung auf das Paar Deutschland-Frankreich ist vielleicht vorbei, und nichts würde die Beziehung künstlicher erscheinen lassen als das zwanghafte Festhalten an ihr.

Immerhin: Der wissenschaftliche Austausch, der vor allem von jungen Forscherinnen und Forschern getragen wird (und zu dieser Gruppe rechnen sich auch die Autoren des vorliegenden Beitrags), ist schon keine Utopie mehr und hängt auch nicht mehr von glühenden Willenserklärungen ab. Er bietet eine reale Möglichkeit, von der die beteiligten Individuen ebenso Gewinn erwarten dürfen wie die Wissenschaftskulturen, die sie vertreten. Wir haben es nun in der Hand, auf den Abbau der Hindernisse hinzuwirken, die momentan noch nicht wenigen Teilnehmern an einer *co-tutelle* im Weg stehen und Verwerfungen hervorrufen, die zur Entmutigung und auch zum Abbruch eines Projekts führen können.²⁰ Es ist dringend nötig, die Situation und die administrativen Verhältnisse weiter zu klären und zu vereinfachen, um einen fruchtbaren Dialog zu ermöglichen. Beide Seiten müssen sich dabei der spezifischen Werte ihrer eigenen Kultur bewusst sein – aber auch deren Leerstellen –, um sich anderen Werten zu öffnen, die ihr Gegenüber ihnen bieten kann.

¹⁸ Die fruchtbaren Auswirkungen einer solchen Grenzüberschreitung wurden bereits von einem binationalen Denker wie Vilém Flusser deutlich hervorgehoben: „Er lässt seine Gedanken einmal im Bette der einen, dann wieder der anderen Sprache gleiten, er sieht dasselbe Phänomen einmal im Licht der einen, dann der anderen Sprache, seine Welt ist reicher und bunter.“

¹⁹ Vgl. beispielsweise Michel Espagne/Katia Dmitrieva (Hrsg.), *Philologiques IV. Transferts culturels triangulaires France-Allemagne-Russie*, Paris 1996.

²⁰ Wir können hier selbstverständlich nur aus der eigenen Erfahrung berichten. Es scheint aber, dass diese Einschätzung von einer nicht unbedeutenden Zahl von Nachwuchsforschern geteilt wird, die in ähnlichen Projekten engagiert sind, und von daher eine gewisse Repräsentativität beanspruchen kann.